

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Neue Stücklein vom alten Gevattersmann

[urn:nbn:de:bsz:31-336984](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-336984)

Und was die Engländer, das vorwiegend praktischen Interessen nachgehende Volk, bewog, die Kunst im Handwerk zu fördern, war lediglich die Einsicht, daß die Kunst Wohlstand bringt. Darum lassen wir die zum Ueberdruß wiederholten Klagen über die gar zu materiell gesinnte Gegenwart ruhen. Gerade weil unsere Zeit sich auf die materiellen Interessen versteht, wird die Kunst mitten im heutigen Leben sich den rechten Grund und Boden schaffen.

Neue Stücklein vom alten Gevattersmann.

Die neuen Steuern.

Ein Preußenfreund, das heißt ein Mann, der die Zuversicht festhält, daß durch Preußen allein ein festes und einiges Deutschland geschaffen werden kann, darum aber keineswegs alle Maßnahmen der preussischen Regierung billigt, sagte einem Manne, der über die allgemeine Wehrpflicht und über die Erhöhung der Steuern Klage führte: Ich will dir ein Gleichniß erzählen, wie es bisher war und nun geworden ist und ferner wird.

Da war ein Mann, nenne ihn Preuß, der hatte ein bedrohtes feuergefährliches Magazin zu bewachen, und er strengte sich an, hielt einen Nachtwächter, der eine namhafte Summe kostete und sich den Schlaf abbrechen mußte, um das Magazin zu bewachen. Nun hatte sein Nachbar ein ganz ähnliches Magazin, aber er hielt sich keinen Wächter; denn, sagte er sich, mein Nachbar strengt sich an und hält strenge Wache, und damit bewacht er auch zugleich, ohne daß es mich etwas kostet, mein Eigenthum, denn jede Gefahr, die dem meinigen droht, droht auch dem seinigen. Und so war er klug und guter Dinge und ließ den anderen sorgen und sich übermäßig anstrengen.

Da änderten sich nun die Zeiten, und der einen Wächter haltende Nachbar zwang den anderen, daß er auch mit beisteuere. Das ist nun allgemeine Wehrpflicht und erhöhte Steuern.



Die Abholungsstunde.

(Aus dem Briefe eines Ballvaters.)

u hast im vorigen Jahrgange Deines Kalenders eine Betrachtung über den so falschen wie unnöthigen Aufwand derer gebracht, die, wie man es nennt, ein Haus machen. Ich kann Dir sagen, daß Deine Betrachtung sehr wenig beachtet wurde, und Du magst Dich damit zufrieden geben, eine Verwahrung zu Protokoll der Zeit niedergelegt zu haben.

Ich möchte Dir nun einige Erfahrungen mittheilen, die ich als junger oder eigentlich als erstmaliger Ballvater im vergangenen Winter gemacht. Zunächst nur zwei.

Vorerst ist die Unsitte eingerissen, daß in den Gesellschaften von der Raufe gegessen wird. Nur so kann ich diese Art nennen, wie man eine Anrichte, ein sogenanntes Büffet aufstellt, wo in einer Tanzpause die schön aufgestellten Speisen kriegsmäßig, wie von Soldaten nach der Schlacht erobert werden.

Es ist jammerschade um die schönen Gottesgaben, wie sie so ungemüthlich auf den Raub ver schlungen werden. Ich weiß recht wohl, man labet zu viel Gäste ein, man kann sie nicht mehr setzen; aber die schönste Heiterkeit thut sich doch bei Speise und Trank auf, wenn man um einen Tisch sitzt.

Es ist eine närrische Welt, die sich da um die aufgestellte Kaufe drängt und das noch für gar fein und schön hält.

Noch widerwärtiger aber ist das Zweite oder eigentlich das Erste. Du kommst der Einladung zufolge, die auf halb acht Uhr gestellt ist, natürlich — denn die Damen sind nicht früher fertig, und es soll ja auch nicht vornehm sein, pünktlich zu kommen — wenn's gut geht, schon um neun Uhr am Hause des Gastfreundes an, der Dich geladen. Du kommst natürlich in einem Miethwagen, denn man kann heutigen Tages, oder vielmehr heutiger Nacht nicht mehr im Ballsaale über die Straße gehen. Kannst froh sein, wenn Du Dich nicht in eine Ecke drücken mußt, um den weiten Umfang des Ballkleides nicht zu zerknittern. Du steigst aus. „Auf wann sind die Wagen bestellt?“ fragst Du den Diener.

„Auf Ein Uhr“ lautet die Antwort.

Schrecklich! Aber was will man machen? Dafür ist man Ballvater, und dafür hast Du Whist gelernt.

Die Abspeisung an der Kaufe ist vorbei, da glaubt der Bewirthende etwas besonders Freundliches zu thun, wenn er den sogenannten Cotillon — den fünften Akt des Balldrama's — erst um Ein Uhr oder gar noch später beginnen läßt. Du willst kein Störenfried sein und giebst nach, und weißt doch nicht, wie Du Dich wach halten sollst, und was aus der Arbeit am anderen Tage werden soll, daran darfst Du gar nicht denken, noch weniger aber, wie draußen in der Kälte, im Schnee und Regen die Diener warten müssen.

Sag doch einmal den Menschen geradezu — Du hast Dich ja mit den Klavierartätschen auch mancher Verunglimpfung nicht gescheut, — so sage ihnen doch, daß dies Hinausschieben und Verrücken der Gesellschaftsstunde eine Barbarei, oder wenn's besser klingt, eine Abgeschmacktheit, oder wenn das noch zu hart ist, eine Verkehrtheit ist. Nichts auf der Welt ist schön und ebenmäßig, was nicht seine natürliche Grenze, seine feste Zeitbestimmung hat, und gerade, daß man zur gesetzten Zeit aufhört, macht die Freude um so schöner. Meine gute Mutter hat das Sprüchwort gehabt: Man kann den Kornsack besser zubinden, wenn er nicht ganz voll ist.

Nachschrift. Ich schreibe Dir diese Zeilen, nachdem ich in vergangener Nacht bis drei ein halb Uhr mich in einer Gesellschaft herumdrücken und mich dann noch habe bedanken müssen.



Drei heilsame Kugeln.

Ohlgemuth saßen wir bei Tische. Die Hausfrau hat ihre gediegene Bildung auch dahin ausgedehnt, daß sie sich für verantwortlich hält, was für Speise auf den Tisch kommt. Sie bereitet gern ein gutes Gericht und freut sich, wenn ein Gast ihm gerechte Ehre anthut durch einen gesunden Hunger; und der Hausherr — ja Vater Jakobus ist ein viel gereifter, die Weltbeziehungen klar durchschauender Mann, und ebenso klar und echt ist der Wein in seinem Keller.

Da saßen wir nun, es war am Sonntag den 24. Februar 1867 in der Stunde, als in Berlin das erste deutsche Parlament, oder eigentlich nicht das erste, sondern das zweite, oder wenn man genau rechnet, auch das dritte, eröffnet wurde.

Ein geborener Süddeutscher, der von Kopf ein Preuße geworden, im Herzen aber ein Süddeutscher bleibt, hoffte, daß die Thronrede ein gutes Wort enthalten würde, das über die Mainlinie hinüber frohe Botschaft wäre.

Das Gespräch ging weiter über den wundersamen Ausfall der Wahlen, über Unberechenbarkeit des allgemeinen, directen und geheimen Wahlrechts, und ja — wer kann sagen, wie ein Tischgespräch sich wendet? Ein geheimer Advocat, der an der Grenze Frankreichs wohnt, gab näheren Bescheid über den Zeitungsbericht, der nach Angabe des französischen Unterrichtsministers feststellt, daß zwei Dritttheile der französischen Mädchen,

sage zwei Drittheile, in Kloster-Schulen unterrichtet würden. Als genauer Kenner Frankreichs zeigte er uns, wie hierdurch das ganze Leben Frankreichs wesentlich bestimmt würde.

Das Gespräch wendete sich wieder, es wurde sehr ergiebig und heiter, aber es läßt sich nichts Bestimmtes mehr davon berichten. Von solch einer Mittagstafel bringt man denen daheim, die fragen: wie war's? kaum etwas mehr mit als ein Gutchen (Bonbon) vom Nachtißch. Und so hab ich noch ein Gutchen, das Euch vielleicht erlustigt. Meine Tisch-nachbarin, eine ausgezeichnete Sängerin, wurde über ihre Ansicht von der sogenannten Zukunftsmusik gefragt. Sie erwiderte: „Ich kenne die Zukunft nicht, ich glaube indeß, daß man in Zukunft kein anderes Gehör haben wird als jetzt.“

„Ja“, sagte der Advocat, „Zukunftsmusik und Homöopathie, das sind zwei Dinge, die einen wahren Fanatismus erzeugen. Mit wissenschaftlichen Gründen, mit Kunstgesetzen, mit Vernunft läßt sich gegen einen mit Fanatismus erfaßten Glauben nicht ankämpfen.“

„In der That“, rief Jakobus „von der Homöopathie kann ich mitreden, sie hat mir einst eine Ohrfeige von einer der geistvollsten und liebenswürdigsten Frauen eingetragen.“

„Eine homöopathische Ohrfeige?“

„Nein, aber sie that von der liebenswürdigen Frau doch mehr wohl als weh. Die Sache war nämlich so: Eines Tages kam ich zu ihr, und sie, die fast immer das Anmuthigste und Belebendste zu berichten wußte, hatte jetzt nichts als von Homöopathie zu reden.“

„Ich kenne auch ein wunderbares Beispiel von der Heilkraft der Homöopathie“, erwiderte ich.

„Sie? Erzählen Sie.“

„Ich kannte in Wien einen Mann, der sich durch starkes Studium und Nervenaufrregung eine hartnäckige Schlaflosigkeit zugezogen hatte. Der Mann war nicht nur ein gelehrter, sondern auch ein reicher Mann. Nun ließ er kein Mittel unverfucht. Man rieth ihm Veränderung des Klimas; er that es. Aber immer wieder war es nicht das rechte für ihn; die Aerzte wiesen ihn bald da bald dort hin, bald in ein feuchtes, bald in ein trockenes Klima: er war in Italien, — Aegypten war damals noch nicht Mode — er war in der Schweiz, in England, in Schweden, in Rußland, es half nichts; er kehrte nach Wien zurück.“

Es war die Zeit, da die Homöopathie im Schwunge war, und da

er Alles versucht hatte, wendet er sich nun zu diesem Heilverfahren. Er läßt den berühmtesten homöopathischen Arzt rufen. Der Mann kommt, fühlt ihm den Puls, läßt sich die Zunge zeigen, fragt nach Appetit, und all seine Fragen und der ganze Ton seiner Rede, die Art seines Benehmens erwecken das zuversichtlichste Vertrauen. Endlich sagt er: Ich freue mich, daß ich hier einen Fall vor mir habe, den ich nicht nur vollkommen verstehe, sondern den ich auch mit unbedingter Gewißheit heilen kann. Er verordnete nun dem Kranken drei Kügelchen, die er mittelst eines angefeuchteten heinernen Schäufelchens vor Schlafengehen einnehmen soll. Dies geschah, und der Gelehrte schläft bald ein und schläft so gut wie ein Kind.

Am Morgen, als er frisch gestärkt erwacht, ruft er seinen Diener, und schickt ihn sofort mit einer bedeutenden Summe als Dank zu dem Arzt.

Wer war glücklicher als der reiche Gelehrte? Die ganze Welt und alle seine Bücher sahen ihn wieder fröhlich an. Am Abend — ach, wie freut er sich auf die heilsame Medicin und auf den guten Schlaf — nimmt er das Schäufelchen vor und will es anfeuchten, und sieh' da, da sind die drei Kügelchen noch auf dem Schäufelchen

So weit, meine lieben Gastfreunde, hatte ich erzählt, und kaum bin ich so weit, da bekomme ich eine Ohrfeige von der schönen, lieben Hand. Ich wünsche, daß es Euch nicht so geht, wenn Ihr die Geschichte einmal weiter erzählt. Denn auch von einer lieben Hand ist eine Ohrfeige doch immer keine angenehme Erwidernng."

Der Schoppen ist Wahrheit.

Der freundliche Leser, der nicht das Glück hat, am Rheine zu wohnen, weiß das noch nicht, und darum soll er es jetzt erfahren, daß am Rhein der Brauch ist, vor Tisch, zur sogenannten Esfuhrmesse, seinen halben Schoppen zu trinken und manchmal auch etwas mehr. In der Regel geht's friedlich dabei her, man hänselt einander nur vertraulich. Nun gab's aber auch einmal Händel und zwar arge Kaufhändel.

Die Sache kam vor Gericht. Viele Zeugen, fast ein Duzend an der Zahl, mußten zum Verhör.

Ein Zeuge tritt vor und sagt: „Ei“, — der Rheinbauer fängt gern mit Ei an — „ei, ich komme zum Fritz Brodt und trinke meinen halben Schoppen, und da war's so und so.“ So der Zweite, Dritte und Vierte und Alle zusammen. Endlich kommt ein breiter Schiffer an die Reihe, und er beginnt: „Ei, Herr Präsident, ich komme da zum Fritz Brodt und trinke meinen Schoppen —“

„Halt!“ ruft der Präsident, „Ihnen allein glaube ich, der Schoppen ist Wahrheit.“



Der Besuch ohne Umstände.

ommt ein gut ausgewachsener Nefse zu seiner eben so wohlbehäbigen als karg lebenden Tante in Schwaben.

„Soll ich Dir nicht einen frischen Kaffee machen und magst ein Butterbrod dazu? Ich hab gerad heut frischen Butter.“ Weislich bemerkt wird überall, wo Butter ungesalzen ist, der Butter gesagt.

„Ja Tante, ist recht. Ich mache keine Umstände.“

Der Tante wäre es vielleicht lieber gewesen, der Nefse hätte mit dem Anerbieten vorklieb genommen und etwas Umstände gemacht. Sie bereitet indes schnell einen extrastarken Kaffee, stellt dazu ein frisch Bälllele Butter und die bis oben gefüllte Zuckerdose auf den Tisch. Der Nefse, der sich eines gesunden Appetits erfreute, langt ohne Umstände zu, haut mit dem Messer ein schön Stück Butter ab und schmiert es sich auf's Brod. Der Tante geht ein Grausen an und sie sagt: „Der Butter kostet 36 Kreuzer das Pfund.“

„Ist's auch redlich werth“, erwidert der Nefse und holt sich noch ein erkflecklich Stück als neue Ladung.

Nun greift er in die Dose (er legt die Zuckerzange daneben, denn er haßt das unbequeme Instrument, das schwer zu handhaben ist) und thut einen Haufen Stücke in seine Tasse. Die Tante sieht das mit Schrecken, sie zittert aber, da sie sieht, daß er noch einmal nachhelfen will.

„Nimm Dir die Bröjele“ (Brosamen), sagt sie in Verzweiflung lächelnd: „die Bröjele süßen gar gut.“

„Ich trink den Kaffee nicht gern so süß“, sagt der Nefse und holt noch ein paar tüchtige Brocken und thut sie in seine Tasse.



Ueberraschendes Glück.

Frau A: Ach! wenn ich solch schönes Haar hätte wie Sie, da wäre ich glücklich.

Frau B (die Garnitur abnestelnd): Hier haben Sie es, seien Sie glücklich!



Ganze Arbeit.

Insilich angelegter Volks=Zubel, wie kommt man dahinter?

Hier ein kleines Beispiel. Ein deutscher Fürst — weil er landlos ist und jetzt genannt werden dürfte, soll er nun ungenannt bleiben — kehrte einstmals in seine Residenz zurück, und da war übermächtiger Jubel. Niemand wußte eigentlich recht warum. Man spannte die Pferde aus und zog den Wagen, darin der Fürst saß, mit Menschenkraft bis vor's Schloß. Der Fürst stieg aus und dankte. Da stand nun der leere Wagen, und einer der bestellten Jubelzieher fragte unvorsichtiger Weise: „Herr Oberhofmarschall! Sollen wir auch den Wagen in die Remise schaffen?“

